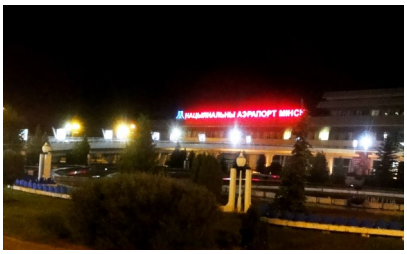
21. – 29. Mai 2013

Studienreise des Bad Laaspher Freundeskreises für christlich-jüdische Zusammenarbeit

nach Minsk, Witebsk, Riga und Vilnius



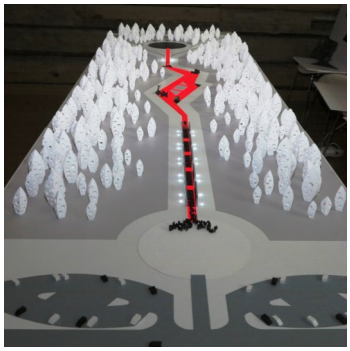
Es ist schon spät, als die Reisegruppe des Bad Laaspher Freundeskreises für christlich-jüdische Zusammenarbeit unter Leitung der Vorsitzenden Gisela-Ingrid Weissinger und in Begleitung von Anton Markschteder, Historiker, Mitarbeiter des Internationalen Bildungs- und Begegnungswerkes Dortmund –IBB und Übersetzer, auf dem Flughafen in Minsk ankommt. Zeitaufwändige Einreiseformalitäten folgen, anschließend eine knapp einstündige Busfahrt zum Hotel der Internationalen Bildungs- und Begegnungsstätte „Johannes-Rau-Haus“.

Minsk, die rund 2 Millionen Einwohner zählende Hauptstadt von Belarus, ist die erste Station der Reise. Neben Bad Laasphe und Umgebung kommen die Mitreisenden aus verschiedenen Städten Nordrhein-Westfalens und aus dem Süden der Bundesrepublik.

Weitere Ziele der Reise sind Witebsk, Riga und Vilnius. Wie bei den zurückliegenden Fahrten des Freundeskreises stehen neben Besichtigungen und Besuchen von Gedenkstätten Gespräche mit Zeitzeugen des nationalsozialistischen Vernichtungskrieges im Osten auch Informationsgespräche über die gegenwärtige soziale und politische Situation auf dem Programm. Zu den Höhepunkten gehören auch dieses Mal die Konzerte, die die mitreisenden Musikerinnen Katharina Müther aus Freiburg, Roswitha Dasch aus Wuppertal und Emma Stiman aus London in der Geschichtswerkstatt in Minsk, im Haus der Jüdischen Gemeinde in Riga und im Jüdischen Zentrum in Vilnius vor Mitgliedern der jüdischen Gemeinden -zumeist Überlebenden der Ghettos- und geladenen Gästen geben.

„Rund 70 Jahre lang hat gleichsam eine Decke aus Asphalt das jüdische Leben in Minsk erstickt. Und auch jetzt, nachdem sich der Asphalt gehoben hat, sind Anzeichen eines neuen Lebens nicht erkennbar,“ beschreibt Leonid Lewin, der Vorsitzende der jüdischen Gemeinden und Organisationen in Belarus, deren gegenwärtige Lage. Und er fährt fort: „Sie müssen folgenden Unterschied beachten: In Ihrer Betrachtung dreht sich jüdisches Leben um die Synagoge als Mittelpunkt. In unserem Land

sind aber nur drei von hundert Juden religiös. Die zentrale Aufgabe der jüdischen Gemeinde hier ist die soziale, besonders die medizinische Hilfe für ihre Mitglieder.“ Lewin, ein durch den Bau von städtischen Großprojekten, z.B. einer U-Bahnstation, anerkannter Architekt, hat es sich zur Lebensaufgabe gemacht, den Opfern der nationalsozialistischen Verbrechen durch würdige Stätten der Erinnerung einen Platz im Gedächtnis der Menschen zu erhalten. Die für Belarus zentrale nationale Gedenkstätte in Chatyn geht auf seinen Entwurf zurück, ebenso die Gedenkstätte „Jama“ (übersetzt: „Grube“) auf dem Gelände des Minsker Ghettos. In der Geschichtswerkstatt, die sich in einem von zwei erhalten gebliebenen Häusern des ehemaligen Ghettos befindet, steht das Modell eines weiteren Projektes. Auf dem Gelände der zum Vernichtungslager Maly Trostenez gehörenden Erschießungsstätte Blagowschtschina vor den Toren von Minsk soll eine Gedenkstätte entstehen. In diesem Waldstück sind zwischen Mai und Oktober 1942 mehr als 30.000 Menschen erschossen oder im Gaswagen erstickt worden, nachdem sie zuvor in 16 Deportationszügen vornehmlich aus Wien und Theresienstadt, aber auch aus Köln, unter grauenhaften Bedingungen hierhin gebracht worden waren. Zur Zeit gibt es keinen Hinweis auf diesen Ort –



der Busfahrer hat Mühe, den Weg zu finden. Das Eisenkreuz am Ende eines Feldweges neben einer begrünten Deponie kommt erst in den Blick, nachdem man über einen auf den Weg gekippten Erdwall gestiegen ist. Beim Näherkommen sieht man an die Bäume geheftete Zettel: Familienangehörige haben sie im vergangenen Jahr zur Erinnerung an die Ermordeten angebracht. Hier soll nach dem Entwurf von Lewin ein „Weg des Todes“ entstehen, dessen Anfang von Eisenbahnwaggons gesäumt wird. Vorbei an auf dem Kopf stehenden Objekten, z.B. einem Haus oder dem Symbol einer Menora, endet der Weg an einem großen schwarzen kreisrunden Loch. Was er mit diesem Entwurf ausdrücken wolle, wird Lewin gefragt. Der Besucher solle verstehen, dass kennzeichnend für das 20. Jahrhundert das Paradox sei. „Während Menschen an einem Ort nichts als den Tod vor sich sahen, führten sie an einem anderen ihr gewohntes Leben weiter, aßen und tranken, besuchten Konzerte, und ihre Kinder klauten Kirschen im Garten des Nachbarn.“ Ob sich der Plan in die Tat umsetzen lässt? Es mangelt vor allem an Geld, eine solche Gedenkstätte zu finanzieren. Lewin hofft auf die Fürsprache des deutschen Bundespräsidenten, für die dieser in einem kurz bevorstehenden Gespräch gewonnen werden soll. (Dieses Gespräch hat inzwischen statt gefunden und Joachim Gauck hat seine Unterstützung zugesagt.)

Dass sich unmittelbar neben der Erschießungsstätte eine begrünte frühere Müllkippe befindet, hat – so wird gemutmaßt – einen Grund: Darunter befinden sich die Überreste von Menschen, die während der stalinistischen Diktatur in Belarus ermordet worden sind.

Wie Leonid Lewin sehen auch Frieda Reismann und Elvira Tschemakova ihre Aufgabe darin, das Geschehene zu dokumentieren. Frieda Reismann ist die Vorsitzende des Verbandes der Ghettoüberlebenden, Elvira Tschemakova die Vorsitzende des Verbandes ehemaliger ZwangsarbeiterInnen. Frau Reismann berichtet, wie sie bis Anfang der 1990er Jahre das Grauen in sich getragen habe, ohne davon sprechen zu können. „Ich höre noch das Geschrei der Menschen, als es in einer Nebenstraße zu einem Pogrom kam. Das mit anhören und ansehen zu müssen, war eine Tortur,“ erzählt sie. Erst als sie den Bericht einer anderen Zeitzeugin las, fand sie den Mut, ihre Erlebnisse zu erzählen. Mittlerweile hat ihr Verband acht Bücher und sieben Dokumentarfilme herausgegeben. „Übrigens verdanke ich mein Überleben einem Belarussen, der insgesamt zehn Menschen gerettet hat,“ ergänzt sie und fügt verschmitzt lächelnd hinzu: „In gewissem Sinne haben auch meine blauen Augen zu meiner Rettung beigetragen.“ Von ihrer Familie ist allein sie am Leben geblieben. „Ich habe nur meine Kinder und Enkel,“ sagt sie zum Schluss mit einem Unterton von Traurigkeit und Trotz. Ihre Kinder leben in den USA und wollen, dass sie zu ihnen zieht. Aber sie will in Minsk bleiben.

Frau Tschemakova war mit ihrer Mutter zur Zwangsarbeit nach Deutschland deportiert worden, an Orte, die einigen Reiseteilnehmern vertraut sind. In Dortmund sei sie in einer Sammelstelle von einem „Käufer“ für das zu Krupp gehörende Ruhrstahlwerk in Witten-Annen ausgesucht worden. Dort habe sie zusammen mit ihrer Mutter in der Formerei, Gießerei und Feinputzerei gearbeitet. Zuletzt war sie in Dortmund-Aplerbeck. Da sei die Arbeit nicht ganz so hart gewesen. Ihre Erinnerung ist, wie ein Ortskundiger bemerkt, äußerst präzise. „Das Leben war auch nach der Rückkehr nach Belarus kein Zuckerschlecken“, fährt sie fort. Ihre Mutter, Lehrerin von Beruf wie sie selbst auch, sei als „Volksfeindin“ zur Arbeit auf´s Dorf geschickt worden.

Im Kontrast zur Anschaulichkeit dieser Zeitzeuginnen-Berichte steht der Bericht von Wadim Akopjan, dem Leiter des kleinen Jüdischen Museums im Zentrum Hessed Rachamim. Von den insgesamt 800.000 ermordeten belarussischen Juden sind nur von 300.000 die Namen bekannt. Darum habe seine Arbeit vor allem das Ziel, weitere Namen herauszufinden. Und das gelinge auch ab und zu - „nicht

oft, aber immer wieder einmal“ - mithilfe von alten Menschen, die sich noch an Mitschüler und Nachbarn erinnern, erklärt Akopjan. Häufiger aber werden in der letzten Zeit Postsendungen im Museum abgegeben, in denen sich beschädigte Thorarollen befinden. Nach der Zerstörung der Synagogen wurden die Rollen wegen des Pergaments, auf die die Worte des Pentateuch, der fünf Bücher Mose, mit der Hand geschrieben sind, u.a. zur Abdichtung von Dächern verwendet. Bei der Renovierung eines Hauses habe man wieder Torarollen gefunden und „zurück gegeben“. Ähnlich verhält es sich mit jiddischen Büchern. Bei einer Haushaltsauflösung erregten sie Verwunderung und wurden, da sie keiner lesen kann, dem Museum gegeben. Ein Stapel dieser Bücher steht auf dem Fußboden neben der Eingangstür. Welche Schätze mögen unter ihnen sein?

Der Tag, der mit einem Bericht über die Entstehung und die Arbeit der IBB (Internationale Bildungs- und Begegnungsstätte) Minsk durch dessen belarussischen Direktor Dr. Viktor Balakirew – es gibt auch eine deutsche Direktorin – begonnen hatte, geht zu Ende mit einem Besuch im Atelier des Künstlerehepaares Grigori Ivanov und Natalja Ivanova – 2006 waren einige ihrer Werke im damals noch vorhandenen Museum der Stadt Bad Berleburg zu sehen.

Das Ziel des dritten Reisetages ist Witebsk, die Heimatstadt von Marc Chagall. Die Fahrt dorthin führt zunächst noch einmal durch Minsk, anschließend zur Gedenkstätte Chatyn und am Nachmittag nach Stary Lepel. Der Reiseführer, der sich in Anspielung auf seine Leibesfülle als „Wassili der Schmächtige“ vorstellt, gibt neben Hinweisen zu den Sehenswürdigkeiten der Stadt interessante Informationen über die soziale Situation der Menschen in Belarus. Die drei großen Plätze entlang der Hauptverkehrsstraße – der Platz der Unabhängigkeit mit dem Regierungsgebäude, der Platz der Republik mit dem Palast der Republik und der Siegesplatz mit der Siegessäule – sind jeder für sich größer als der Rote Platz in Moskau. Neben diesen großen Plätzen liegen zwei kleinere am Weg: einer dem Dichter Jakub Kolas gewidmet und einer dem Bolschewisten Kalinin. Originell ist eine Kindereisenbahn mit eigenem Bahnhof, einem Zug und einer knapp 8 km langen Gleisstrecke. In der Form eines geschliffenen Diamanten erhebt sich wenig später die neue Nationalbibliothek. 18 Millionen Bücher soll sie demnächst beherbergen. Obwohl in Minsk ein Hochhauskomplex nach dem anderen – einige architektonisch durchaus ansprechend - gebaut wird, gelten noch 100.000 Familien als Wohnung-suchend. Lebten vor dem Zweiten Weltkrieg 80 % der Bevölkerung von Belarus auf dem Land und 20 % in den Städten, ist das Verhältnis heute umgekehrt. Ein Regierungsprogramm verfolgt inzwischen sogar das Ziel, das Leben in den Dörfern wieder attraktiver zu machen. Junge Familien können in über zweitausend „Agrarstädten“ ein Haus auf Staatskosten bekommen, wenn sie sich verpflichten, die nächsten fünfzehn Jahre dort zu leben und zu arbeiten. Mehrere dieser einheitlich gebauten neuen Häuser sind, meist am Dorfrand gelegen, während der Fahrt zu sehen.

50 km nordöstlich von Minsk liegt die Gedenkstätte Chatyn - einst ein Dorf mit 26 Häusern, 3 Dorfbrunnen und einer Scheune. Am 22. März 1943 hatten Angehörige des Sonderkommandos Oskar Dirlewanger die Bewohner aus ihren Häusern und in die Scheune getrieben, die sie anschließend in Brand setzten. 149 Menschen, 76 von ihnen Kinder, verbrannten. Der Dorfschmied Josef Kaminski - zur Zeit des Überfalls nicht im Dorf - fand unter den Toten seinen Sohn. Eine überlebensgroße Skulptur erinnert daran. Das Dorf wurde nicht wieder aufgebaut. Heute steht

Chatyn stellvertretend für die 186 Dörfer, deren Namen zu lesen sind auf dem „Friedhof der verbrannten Dörfer“. Schwarze Urnen auf rotem Grund sind gefüllt mit Erde und Asche des jeweiligen Dorfes. In einer trostlos grauen Betonmauer erinnern Nischen an die 260 Konzentrationslager bzw. Vernichtungsstätten, die es in Belarus gab. In der ersten Nische erinnern abgelegte Spielsachen an die ermordeten Kinder eines Heimes. An anderer Stelle sind die Namen von 433 Dörfer festgehalten, die völlig zerstört, aber wieder aufgebaut worden sind. An einem Sarkophag ist der folgende, in Belarussisch und Russisch verfasste Text als Appell der 2,3 Millionen ermordeten Menschen und Kriegstoten zu lesen: „Liebe Mitmenschen, denkt daran: Wir haben das Leben und unsere Heimat und euch geliebt. Wir sind lebendigen Leibes verbrannt. Unsere Bitte an euch alle: Mögen euch eure Trauer und euer Leid Kraft und Mut geben, damit ihr für immer Frieden auf Erden stiftet – damit nie und nimmer das Leben im Sturm des Feuers erstirbt!“ 26 Glocken, angebracht an den stilisierten Schornsteinen der einzelnen Häuser des Dorfes, schlagen alle 30 Sekunden. Ihr Klang will den Besucher festhalten in der Erinnerung dessen, was an diesem Ort geschehen ist und ihn hindern, sich zu verlieren an den Zauber der Landschaft.

Die Häuser, deren Grundriss durch eine niedrige Betonmauer angedeutet werden, haben eine offene Eingangstür. Ihren Bewohnern blieb keine Zeit, die Tür hinter sich zu schließen, als sie weg getrieben wurden – zurückgekehrt sind sie nicht.

Ist eine Gedenkstätte dann gelungen, wenn ein Besucher sie anders verlässt als er sie betreten hat, wie es Leonid Lewin formuliert, dann gehört Chatyn gewiss dazu. -

In Stary Lepel, dem alten Dorf Lepel neben der neuen Provinzstadt Lepel, haben Familien aus dem verstrahlten Gebiet um Tschernobyl mit Unterstützung der Initiative „Heim Statt Tschernobyl“ ein neues Zuhause gefunden. Im Dorfgemeinschaftshaus werden die Gäste aus Deutschland von Valentin, einem Mann der ersten Stunde, herzlich begrüßt. Valentin informiert über die in Lehmbauweise errichteten und mit Schilfmatten gedämmten Häuser. Der Schilf stammt aus einem weiteren „HeimStatt“ – Projekt am Narotschsee. Ein im Rohbau befindliches und ein bereits bewohntes Haus können die Gäste besichtigen. 50 Häuser sind inzwischen auf diese Weise in Drushnaja und Stary Lepel gebaut worden, dazu ein Zentrum zur ambulanten medizinischen Versorgung. Zwei weitgehend spendenfinanzierte Windkraftanlagen sind seit 2000 bzw. 2002 bei Drushnaja in Betrieb. Dass Präsident Lukaschenko ausgerechnet in deren Nähe ein neues Atomkraftwerk bauen will, soll vermutlich als Affront verstanden werden.

Mit der auch für Erwachsene sehr informativen CD „Chagall für Kinder“, erarbeitet von der Kölner Journalistin Brigitte Jünger, kann sich die Gruppe später auf Witebsk und den Besuch des „Chagall-Hauses“ am folgenden Tag einstimmen. In dieses kleine einstöckige Haus war die Familie Chagall gezogen, als Marc dreizehn Jahre alt war. Zu sehen sind u.a. Originalgegenstände aus dem Haushalt der Familie Chagall, die Verwandte dem Museum zur Verfügung gestellt haben, aber auch zahlreiche angekaufte, dem Original entsprechende Dinge (darunter eine Wanduhr). Im Garten zeigt eine Skulptur Chagall als Geiger. Seine Geige zeigt Motive aus seiner Heimatstadt Witebsk und aus seiner Wahlheimat Paris. In der Hand hält Chagall statt eines Bogens einen Malpinsel.

Auch das nicht weit entfernt, ebenfalls in Witebsk befindliche Museum der Künste ist dem Werk Chagalls gewidmet.

Wie die Einreise nach Belarus braucht auch die Ausreise viel Zeit. Dabei geht es für den Reisebus noch schnell, verglichen mit den LKWs, die sich kilometerlang vor der Grenzstation stauen. Nach zwei Stunden sind die Formalitäten der Ausreise aus Belarus und die Einreise nach Lettland und damit in die EU erledigt. Wie viele Tage benötigt hierfür ein LKW?

Wie aber halten es da die Störche, die entlang der Flüsse in beiden Ländern in großer Zahl zu sehen sind, mit dieser Grenze?

In Riga muss der Bus wegen der Enge der kopfsteingepflasterten Gassen in einiger Entfernung von dem in der Altstadt, nahe der Peterskirche gelegenen Hotel halten. Hier, genauer gesagt, bei den Bremer Stadtmusikanten, beginnt am nächsten Morgen eine Stadtführung etwas anderer Art. Matthias Knoll ist ein aus Deutschland stammender Stadtführer, dazu Schriftsteller und Übersetzer lettischer Literatur. Er nimmt die Gruppe mit auf einen literarischen Gang durch die Altstadt. Vor dem Eingang zum Opernhaus liest er ein Gedicht von Anatols Imermanis, in dem dieser bekundet, dass er ein Konzert nur besuche, um zu hören, wie die Musiker sich einspielen, weil in diesen fünf Minuten die Instrumente sich ganz frei in ihrer Eigenart zu Gehör bringen könnten. Die Frage Knolls, wann dieses Gedicht wohl geschrieben sei, ist nicht schwer zu beantworten: vor der Wende im Nachkriegseuropa, als Lettland sich nach dem Ende der sowjetischen Okkupation wieder als unabhängiger Staat konstituierte. Die beiden Phasen zwischen 1940/41 und nach 1944/45 bestimmen – so scheint es – die Erinnerung der meisten Letten stärker als die Zeit der deutschen Okkupation 1941-44/45. Die Folgen: Die jüdische Bevölkerung wird mehrheitlich als Helfershelfer der Sowjets erinnert, während die Beteiligung lettischer Hilfskräfte an der Ermordung der Juden in den Hintergrund tritt. Gleichzeitig wird übersehen, dass der Anteil der Juden an der von den Sowjets noch am 14. Juni 1941 (eine Woche vor dem Überfall der deutschen Wehrmacht auf die Sowjetunion) in die Sowjetunion deportierten Letten überdurchschnittlich groß war, gemessen an deren Anteil an der Gesamtbevölkerung Lettlands.

„Als Historiker konnte ich es nicht hinnehmen, dass die jüdische Kultur und Tradition in Lettland spurlos verschwand“, sagt Prof. Dr. Margers Vestermanis zu Beginn seiner Führung durch das Jüdische Museum. Er hat das seit 1990 bestehende Museum aufgebaut, nachdem in den sowjetischen Zeiten der Mord an den Juden tabuisiert worden war. „Die Geschichte geht durch das lebendige Fleisch – bis zum heutigen Tag,“ charakterisiert Vestermanis seine Arbeit und formuliert einen vordringlichen Forschungsauftrag: „Das Wichtigste, was man erforschen muss, ist die Ermordung der Juden in den Dörfern durch ihre Nachbarn.“ Fast drei Stunden erklärt der weit über 80-Jährige die ausgestellten Dokumente. Und er erzählt aus dem eigenen Leben, in dem sich so vieles gekreuzt hat, was er verdeutlicht an den drei ihm verliehenen Orden: dem sowjetische Kriegsorden für seine Verdienste als Partisan gegen die Hitlerarmee, dem lettische Staatsorden für seine Verdienste als Historiker und dem deutschen Bundesverdienstkreuz für seine Verdienste im Bereich der Verständigung und Versöhnung.

Das Ende der Ausstellung erinnert an Menschen, die Juden gerettet haben, unter ihnen Janis Lipke, ein Hafenarbeiter, der zusammen mit seiner Frau, seinen beiden Söhnen und anderen Helfern mehr als 50 Menschen aus dem Rigaer Ghetto geschmuggelt und versteckt hat.

Das Porträt von Janis Lipke bestimmt ein Denkmal, das 2007 auf dem Gelände der ehemaligen Großen Synagoge errichtet wurde. Nur einige Mauerreste erinnern heute noch an die Synagoge. Das nach der Idee einer Schülerin gestaltete Denkmal zeigt eine umstürzende Wand, die von Teilstücken, die sich aus der Wand gelöst haben, gestützt wird. Auf diesen Stützen stehen die Namen von 270 Menschen, die rund 400 lettische Juden vor den Nationalsozialisten versteckt haben.

Im Wald von Bikernieki erinnert eine Gedenkstätte an 20.000 aus Deutschland deportierte Juden, die hier mit 5000 Häftlingen aus dem Rigaer Stadtgefängnis und 10.000 russischen Kriegsgefangenen ermordet worden sind. Auf dem Boden angebrachte Steintafeln vor einem Feld aufgerichteter schwarzer Steine nennen die Orte in Deutschland, aus denen Juden nach Riga deportiert worden sind. Es sind vertraute Namen wie Marburg, Dortmund, Münster, Marl und Haltern am See. Der Gang entlang der im Wald immer wieder eingegrenzten Massengräber wird durch die Rezitation von Texten und Gedichten unterbrochen. Sie rufen in Erinnerung, dass es in Riga neben Bikernieki weitere Orte gab, an denen mehrere zehntausend Menschen ermordet wurden: darunter Rumbula, Kaiserwald und das Ghetto Jungfernhof.

Im Hintergrund ist das Dröhnen von Motorrädern zu hören. Ganz in der Nähe des Waldstücks von Bikerinieki befindet sich eine Teststrecke, auf der u.a. Motorradrennen ausgetragen werden.

Zu dem Konzert der drei mitgereisten Musikerinnen ist auch Frau Wiebke Brahe gekommen, in der deutschen Botschaft in Riga für kulturelle Aufgaben zuständig. Sie lädt ein, 2014, wenn Riga Kulturhauptstadt Europas sein wird, wiederzukommen. Und sie berichtet von dem großen Interesse der Letten an Beziehungen zur Bundesrepublik. Neben 34 lettisch-deutschen Städtepartnerschaften gibt es rund 800 Hochschulpartnerschaften. 50 Freiwillige aus Deutschland arbeiten darüber hinaus jedes Jahr in Lettland.

Dass zu den deutschen Partnern auch die Kirchen gehören, wird bei dem Besuch der Lutherakademie anschaulich. Gerade ist ein Vertreter der Diakonie Südwestfalen zu Gast. Dr. Sandra Gintere, Dozentin an der Lutherakademie, gibt einen Überblick über Geschichte und Gegenwart der evangelisch-lutherischen Kirche Lettlands. Die Hälfte der 297 evangelischen Gemeinden Lettlands befinden sich – so Gintere - auf dem Land. Von deren 130 ordinierten Pfarrern verdienen rund 60 % ihren Lebensunterhalt in einem „weltlichen“ Beruf.

Die letzte Station der Reise ist Vilnius, die Hauptstadt Litauens. Hier kommt es zu einem Wiedersehen mit Fania Brancovskaja, Ghettoüberlebende und ehemalige Partisanin, die ihre Führung durch das Holocaust-Museum im „Grünen Haus“ vor einem großformatigen Foto am Eingang beginnt. Dieses Foto zeigt ihre 16köpfige Familie. Nur sie und eine Cousine haben überlebt. All die Personen, über die Fania berichtet, hat sie gekannt und erlebt: den „Judenschlächter von Vilnius“ Franz Murer, aber auch den Gründer des YIVO-Institutes zur Erforschung der jiddischen Sprache und Kultur Max Weinreich, dessen Frau ihre Lehrerin auf dem Realgymnasium war, an dem der Unterricht in Jiddisch stattfand, und Hermann Kruk, den Leiter der Ghettobibliothek, die ein Fest feierte, als zum 100.000sten Mal ein Buch ausgeliehen wurde. Im Keller der Bibliothek fanden die Schießübungen der Widerstandsgruppe statt. Wie im Museum in Riga endet auch hier der Rundgang mit der Erinnerung an die Retter von Juden, darunter Major Karl Plagge, einen Retter in Wehrmachtsuniform.

Wie wird sich der Besuch dieses Museums verändern, wenn Fania einmal nicht mehr durch das Museum wird führen können – in ihrem Jiddisch, das dem Deutschen so verwandt ist und eine Übersetzung nicht nötig macht?

Vor wenigen Tagen hat Fania ihren 91. Geburtstag gefeiert. Das Konzert für die Überlebenden der Ghettos von Wilna und Kaunas beginnt denn auch mit einem nachträglichen Geburtstagsständchen.

Im Anschluss an das Konzert kommt es (wie in den beiden Vorjahren) zu einem gemeinsamen Kaffeetrinken und zu persönlichen Gesprächen, darunter eines mit Ilya Cholem, der 1926 als Sohn einer armen Familie in Kaunas geboren wurde. Nach der Liquidierung des Ghettos in Kaunas kam Ilya mit seinem Vater ins Konzentrationslager Dachau, wo er bis zu dessen Befreiung am 2. Mai 1945 ausgebeutet und gequält wurde. Zwei Monate nach der Befreiung kehrte er mit seinem Vater nach Kaunas zurück. Er arbeitete fortan als Klempner. 1970 begann er als Künstler mit Holzarbeiten - eine Kunst, die schon sein Vater ausgeübt hatte. Über hundert Kunstwerke hat er geschnitzt, darunter auch ganz kleine, nur wenige Zentimeter große Figuren.

Ilyas Nachname Cholem bringt das Gespräch auf ein jiddisches, im Ghetto gesungenes Lied: „Ich habe einen Traum (cholem) gehabt. Es ist schon Frieden (scholem), Frieden auf der ganzen Welt.“ Lieder aber müssen gesungen werden. Als Katharina Müther hinzukommt, fangen beide an zu singen, und Ilya lebt auf und fängt (bereits im Aufbruch) – gehört das nicht zum Singen dazu? – an zu tanzen. Ja, Tobias Jafetas, der Vorsitzende der Vereinigung der Ghettoüberlebenden hatte Recht, als er seinen Dank an die Musikerinnen in die Worte fasste: „Ihr habt unsere Seelen aufgeweckt.“

Noch einmal wird die Last, die die Überlebenden zu tragen haben, spürbar, als am folgenden Morgen Fania die Reisegruppe in den Wald von Ponar begleitet. Für sie sei der Gang durch Ponar wie der Gang über einen Friedhof, sagt sie, denn unter den dort Ermordeten, darunter 70.000 Juden sind auch viele Angehörige ihrer Familie.

Als die ersten Berichte ins Ghetto gelangten, dass hier diejenigen, die am Morgen, wie es hieß, zur Arbeit ausgerückt waren, erschossen wurden, und dass auch Frauen und Kinder, auf Lastwagen transportiert, auf dieselbe Weise umgebracht wurden, hielt man den Überbringer der Nachricht zunächst für verrückt. Zu unglaublich erschien das, was er schilderte. Doch schon bald zeigte sich, dass das Unglaubliche der Wahrheit entsprach.

Fania beendet ihren Rundgang an der Grube, die an die „Enterdung“ erinnert. Mit „Enterdung“ wurde das Ausgraben und anschließende Verbrennen der Leichen der Ermordeten bezeichnet. Diese Tätigkeiten mussten an den Füße gefesselte jüdische Gefangene durchführen, bevor sie selbst erschossen und verbrannt wurden. Die letzten Gefangenen gruben, ihren sicheren Tod vor Augen, heimlich einen Fluchtweg. Die jedoch, denen die Flucht gelang, hatten den Leichengeruch in Kleidern und Haaren. Den zu überdecken, gelang ihnen erst, nachdem sie sich in einem Misthaufen gewälzt hatten.

„Bei den nationalsozialistischen Rassisten drehte sich alles um das Blut. Sogar von jüdischen Kindern und Frauen haben sie das Blut genommen als Konserven für ihre verwundeten Soldaten. Wo bleibt da die Logik?,“ fragt Fania. Eine Antwort gibt es nicht, nur Schweigen und Stille.

Auf dem Rückweg zum Bus kommt es zufällig zur Begegnung mit einer Delegation des Deutschen Bundestages. Fünf Mitglieder der deutsch-baltischen Parlamentarier-Gruppe sind in Begleitung des deutschen Botschafters und des litauischen Abgeordneten Zingeris zu einen Kurzbesuch nach Ponar gekommen.

Am Nachmittag führt Nijolé Jankauskiené, Vorsitzende des litauischen Fremdenführerverbandes, kenntnisreich wie in den beiden vergangenen Jahren durch die Altstadt von Vilnius. Der Besuch der Kathedrale gehört unverzichtbar zu ihrem Programm. Dieses Mal führt der Gang auch in die barocke zum Bernhardinerkloster gehörende Kirche, die mit der gotischen St. Anna-Kirche ein interessantes Ensemble bildet.

Am letzten Tag der Reise steht morgens ein Gespräch mit Emanuelis Zingeris, Menschenrechtsbeauftragter im litauischen Parlament, auf dem Programm. Es ist der Schlusspunkt eines dicht gedrängten Programms und für viele zugleich dessen Höhepunkt. Zingeris stellt sich als Abgeordneten der ersten Stunde vor. Als Vorsitzender des litauischen Auswärtigen Ausschusses stand er in engem Kontakt auch mit seinem deutschen Kollegen Hans Stercken. „Für Sie in Deutschland war 1990 Michail Gorbatschow wichtig, weil er Ihre staatliche Einigung ermöglicht hat; für uns in Litauen aber war Boris Jelzin wichtiger, weil der gegen das kommunistische System stand," blickt Zingeris zurück und fährt mit Blick auf die Gegenwart fort: „Wir Litauer fühlen uns als Brüder der Polen. Und mit den skandinavischen und den anderen baltischen Staaten bilden wir in der EU gleichsam einen nordischen Winkel."

Als Zingeris schließlich auf seine jüdische Herkunft zu sprechen kommt, erzählt er von seiner Mutter: „Meine Mutter war 18 Jahre alt, als sie in Kaunas ins Ghetto verschleppt wurde. Die Großmutter hat Jiddisch gesprochen. Zuhause standen die Werke von Thomas Mann, Franz Kafka, Tolstoi und Dostojewski in jiddischen Ausgaben im Bücherregal. Und dann musste die Familie erleben, wie diese ganze mit anderen geteilte Bildung von einem Augenblick auf den nächsten zusammenbrach und es keinen Schutz mehr gab vor barbarischer Verfolgung. Auf einmal wandten sich Freundinnen und Mitschülerinnen von meiner Mutter ab, mit der sie zwölf Jahre in dieselbe Klasse gegangen waren. Sie grüßten nicht mehr, gaben ihr nicht mehr die Hand."

Für Zingeris ist Heinrich Böll ein Beweis dessen, dass sich Deutschland seit dem Ende der 1960er Jahre ernsthaft mit seiner Vergangenheit auseinandergesetzt und wichtige Fortschritte auf dem Weg zu einer Aussöhnung mit seinen östlichen Nachbarn gemacht habe. Er traue Deutschland deshalb die moralische Kraft zu, Europa zu vereinen, sagt er und betont, dass dazu auch gehöre, dem „Jerusalem des Ostens", das Vilnius einst war, seinen gebührenden Platz im europäischen Gedächtnis wieder zu verschaffen. Dazu bedürfe es auch der akademischen Forschung. „Aber wie tut man dies mit mindestens 30 Jahren Verspätung?" Als die Mitreisende Katharina Müther die Kraft der Musik, Herzen aufzuschließen, betont und das Gedicht von Abraham Sutzkever „Wer wird bleiben, was wird bleiben?" auf Jiddisch vorträgt, ist Zingeris sichtlich gerührt. „Sutzkever war mein Lehrer, ein kleiner Mann mit roten Haaren wie mein Vater. Er war ein mutiger Mann. Wir müssen unbedingt eine Straße nach ihm benennen." Als Literaturwissenschaftler an der Universität sei er sehr glücklich gewesen, aber sein Verantwortungsgefühl habe ihn in die Politik geführt, erklärt er und konkretisiert: „Mein Sohn lebt in Sydney, meine Tochter in Frankreich, aber mein Platz ist Litauen; hier habe ich meine Aufgabe." Vor zwei Tagen ist er Großvater geworden und auch mit Blick auf seine Enkeltochter stellt Zingeris fest, dass es nicht leicht ist, Formen des Zusammenlebens zu finden, die nicht banal sind, sondern allen Menschen auf der Erde die nötige Ehre erweisen. Gerade durch seine jüdische Prägung und seine Arbeit für die Menschenrechte wisse er, dass das Blut eines palästinensischen Kindes genau so rot, d.h. kostbar, ist wie das Blut eines jüdischen Kindes.

Neben diesem Satz bleibt ein weiterer haften: „Das jüdische Volk hat das Recht auf Anwesenheit in der Welt." Die Zeit, die für das Gespräch vorgesehen ist, ist bereits überschritten. Längst hätte Zingeris in einem Ausschuss sein müssen, der die am 1. Juli

beginnende lettische EU-Ratspräsidentschaft vorbereiten soll. Sich für die wenige Zeit, die er hatte entschuldigend, verabschiedet sich Zingeris mit den Worten: „Ich danke Ihnen von Herzen für das, was sie tun, auch im Namen meiner lieben Mutter.“ Und als einige bereits im Gehen sind, ruft er sie noch einmal zu einem Foto zurück.

Eine Mitarbeiterin zeigt der Gruppe anschließend den alten und neuen Plenarsaal des Parlamentsgebäudes. Der Unterschied zwischen beiden könnte augenfälliger nicht sein: der alte – ein von der Außenwelt abgeschlossener Raum ohne Fenster, nur durch einen schmalen Gang erreichbar; der neue – nach drei Seiten aus Glas und offen zur Außenwelt.

Aus Raumnot werden in der Zeit, in der Litauen die EU-Ratspräsidentschaft inne hat, in beiden Räumen Sitzungen stattfinden.

Die letzten Minuten vor der Abfahrt zum Flughafen nutzen einige Mitreisende noch zu einem Besuch des in der Nähe der Kathedrale gelegenen Schokoladen-Cafés.

Es gibt viele gute Gründe, wiederzukommen.

Text: Johannes Weissinger, Gisela-Ingrid Weissinger

Fotos: Marie-Luise Nier, Gerda Vonnahme-Bär

Bad Laasphe im Juni 2013